

VOR DER LETZTEN PHASE. – DIE Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland geht in die letzte Runde. Die abschließenden Vollversammlungen sollen im Mai und im November dieses Jahres stattfinden. Sieben von achtzehn Vorlagen sind verabschiedet. Vor dem Eintritt in das letzte Viertel, das für das Gelingen der Synode entscheidend ist, tut nochmals eine Denkpause not.

Was wurde in den letzten Vollversammlungen *hinzugelernt*? Die Antwort könnte lauten:

1. Die Auseinandersetzung und die Diskussion wurden, ohne an Profil und Deutlichkeit zu verlieren, fairer und sachlicher. Dies schließt nicht aus, daß in einer Vollversammlung von dieser Größe (über dreihundert Synodalen, bis zu 1000 Anwesenden insgesamt) und von dieser Arbeitsintensität gelegentlich emotionale »Ausrutscher« vorkommen und »Fensterreden«, das heißt für das Fernsehen, gehalten werden. Es war jedoch erstaunlich, in welcher guten Atmosphäre z. B. im vergangenen November die sich über einen ganzen Tag hinziehende Debatte über »Kirche und Arbeiterschaft« verlief. Viele Beiträge hatten ein sehr gutes Niveau, ob sie nun kleine Exkurse zur Geschichte der sozialen Arbeit des deutschen Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert boten, Elemente einer wissenschaftlichen Analyse der Situation des Arbeiters heute versuchten oder aber eindrucksvolle Zeugnisse jener Synodalen darstellten, die die Arbeitswelt aus eigener Erfahrung kennen. Trotz unterschiedlicher Standorte hörte man aufeinander. Viele Synodalen waren sich der gemeinsamen Verantwortung und der äußerst problemreichen Komplexität des Themas »Kirche und Arbeiterschaft« bewußt. Die dadurch gebotene Toleranz hat wesentlich zu einer umfassenderen Wahrheitsfindung beigetragen. Solche Erfahrungen sind ein unbestreitbarer Gewinn.

2. Man konnte vor einigen Monaten noch bange sein, ob die Synode die zu bewältigenden Aufgaben bei der zweiten Lesung von Vorlagen mit den vielen Abstimmun-

gen über die oft zahlreichen Anträge bewältigen wird. Heute wird man sagen können, daß die Synode einen Arbeitsstil gefunden hat, der – jedenfalls in dieser Hinsicht – eine gute Vollendung der Aufgaben erwarten läßt und gewährleisten kann. Die Vorbereitung, die kaum in ihren Ausmaßen überschätzt werden kann, wird im allgemeinen von den offiziell Beauftragten und den Synodalen mit großer Gewissenhaftigkeit, Genauigkeit und Disziplin geleistet. Viele Einzelabstimmungen über Anträge verlaufen überraschend differenziert. Eine große Mehrheit von Synodalen verläßt sich nicht nur auf die Stellungnahmen der jeweils federführenden Sachkommission. Diese hat naturgemäß bei der Beurteilung der eingereichten Einzelanträge eine starke Position. Für die nächsten beiden Vollversammlungen wird die Zentralkommission noch etwas mehr gegensteuern müssen, um die Chancen des einzelnen Antragstellers zu erhöhen.

3. In vieler Hinsicht wirkt das Verhältnis zwischen dem kirchlichen Amt und der Synode entspannt. Natürlich können härtere Konflikte bei den noch ausstehenden Themen nicht ausgeschlossen werden. Die Novembervollversammlung 1974 hinterließ kaum einmal den Eindruck eines »Bischofsblocks«. Die Änderungsvorschläge der Deutschen Bischofskonferenz waren im allgemeinen elastisch und flexibel gehalten, ohne daß ihre Grundrichtung dadurch verwässert worden wäre. Es wirkte entspannend, daß z. B. Erzbischof Degenhardt (Paderborn) bei der Beratung der Ökumene-Vorlage unter Aufzählung von Gründen und Gegengründen erklärte, die deutschen Bischöfe seien bei der Beurteilung des Votums um Aufhebung des Eehindernisses der Konfessionsverschiedenheit unterschiedlicher Meinung. Viele Beobachter sind der Überzeugung, so etwas wäre vor ein bis zwei Jahren kaum denkbar gewesen. Es wäre freilich fatal, wollte man dieses Faktum nun zum Ausdruck verschiedener »Parteien« und von »Widersprüchen« in der Bischofskonferenz ummünzen, wie man umgekehrt die deutlich sichtbare Einmütigkeit der Bischofskonferenz nicht mit monolithi-

scher Geschlossenheit in allen Fragen und um jeden Preis verwechseln sollte.

4. In manchen Kreisen herrscht immer noch die Vorstellung, die Synode sei ein geschwätziges, publicitysüchtiges und unruhiges Instrument, sie sei »ungeistlich« und bete nicht. Genau das Gegenteil ist wahr. Die Meditationen und Gottesdienste erweisen sich immer mehr als die verborgene Seele des synodalen Geschehens. Jeder spürt in der Geschäftigkeit und Anstrengung dieser Tage, wie sehr die synodale Arbeit als Gegenpol das Freiwerden vor und für Gott, das gemeinsame Lied und die unverzweckte Anbetung braucht. Daß die Synode ihre innere Mitte in der Eucharistiefeyer findet, wird einem stets wieder bei den großen Abschlußgottesdiensten bewußt. Hier ist es vor allem auch das Wort der Predigt – besonders von Kardinal Döpfner und Kardinal Volk –, das zeugnishaft alle Anwesenden um Jesus Christus zu einer wirklichen Gemeinschaft des Glaubens versammelt. Es ist schade, daß bei der Berichterstattung in der Presse diese Dimension der Synode nicht genügend ans Licht kommt.

Was soll aber das gesamte Unternehmen? Diese skeptische Frage soll nicht unterdrückt werden. Die Synode mußte – oft schmerzlich – lernen, daß sie manches hochgesteckte Ziel bei einzelnen Vorlagen (z. B. pastorale Dienste, Ehe und Familie) nicht realisieren kann. Die Grenzen dieser Synode sind deutlicher geworden. Dafür ist, wie mir scheint, aber auch der positive Nutzen überzeugender in den Vordergrund getreten. Wer die Synode überfordert, macht sie kaputt. Die Synode kann nicht die Speerspitze der Reformbewegungen in der Kirche sein, sie ist aber auch nicht dazu verurteilt, nur den Buchstaben geltender Bestimmungen und Gesetze nachzubeten. Die Synode kann eine Art von »Richtgeschwindigkeit« der kirchlichen Erneuerung nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil auspendeln. Dies gilt besonders für die Gemeinden. Die Synode macht der »Vorhut« klar, daß ihr Marschtempo nicht die Geschwindigkeit aller sein kann, sie hilft aber, daß die Nachzügler im Geleitzug der nachkonziliaren Kirche etwas dichter zum Hauptfeld aufschließen. In die-

ser Funktion sehe ich jetzt die Synode. Es ist kein Zweifel, daß sie damit eine große Aufgabe in der Überwindung unfruchtbarer Polarisierungen und in der Gewinnung der wahren Einheit der Kirche hat.

Aber kommt die Synode überhaupt an die »Basis«, in die Gemeinden? Diese Frage bleibt das wichtigste Problem. Man hat die damit verbundene Aufgabe nicht selten erschwert, weil man romantischen Vorstellungen anhing. Nicht jeder Synodenbeschluß muß in derselben Weise alle Gemeinden erreichen. Es ist in vielen Fällen eine Überforderung, wenn man die Gemeinden zu zahlreichen Stellungnahmen bewegen will, solange eine Vorlage im Stadium der Vorbereitung und des synodalen Prozesses ist. Immerhin ist es bei vielen Vorlagen erstaunlich, wieviele spontane Zuschriften und Beiträge eintreffen (die Sachkommissionen beachten diese im allgemeinen mit besonderer Sorgfalt, so daß sie nicht umsonst sind!). Der Großteil der Gemeinden wird sich vermutlich erst mit der Synode befassen, wenn brauchbare und gute Ergebnisse auf dem Tisch liegen. Man ist oft zu sehr von der Erwartung gebannt, die Gemeinden müßten mehr am synodalen Geschehen selbst teilnehmen, und man setzt die Kräfte zu wenig dafür ein, daß die verabschiedeten Vorlagen in den Gemeinden Wirklichkeit werden. Die Kommunikations-schwierigkeiten zwischen den Gemeinden und der Synode liegen auch nur zu einem gewissen Teil im Verantwortungsbereich der Synode. Macht man sie zum Sündenbock, dann lenkt man nur von der Tatsache ab, daß die Pfarrer, der Pfarrgemeinderat, die Verwaltungen in den Diözesen und auch einige bischöfliche Amtsträger mancherorts kein Verständnis haben für lebenswichtige Fragen der heutigen Pastoral. Die nachsynodale Arbeit hat hier einiges aufzuholen.

Damit ist ein weiteres Problem berührt. Die Berichterstattung über die Synode leidet darunter, daß die Mehrzahl der Journalisten nicht die notwendige Zeit zur Verfügung hat, um sich anhand der umfangreichen Unterlagen ausreichend zu informieren. Beim Konzil bestand eine andere Situation, weil es sich angesichts dieses unvergleichlich be-

deutsameren Ereignisses eher lohnte, sich für einige Jahre intensiver mit den zur Verhandlung anstehenden Fragen zu beschäftigen. Genau dieser Tatbestand bedeutet aber auch eine Rückfrage an die Synode: Ob nämlich ein synodales Geschehen *heute* über so viele Jahre hinweg, in dieser Größe, mit so umfangreichen »Papieren«, im öffentlichen Bewußtsein innerhalb und außerhalb der Kirche gehalten werden kann. Es spricht einiges dafür, daß damit die Synode und die zu interessierende Öffentlichkeit überfordert werden. Nicht zuletzt diese Probleme sind neu zu bedenken, wenn die Gemeinsame Synode Ende 1975 ihre Arbeit abschließen kann, Gesamtbilanz gezogen wird und die Frage der nachsynodalen Folgeorgane zur Beratung ansteht.

K a r l L e h m a n n

BUCHSTABIERÜBUNGEN (VI). – Offenbar gibt es zwei verschiedene Weisen, »kritisch« zu sein. Der kritisch Denkende ist vor allem, so sieht es aus, durch eine gewisse Wachsamkeit und Sorge charakterisiert. Diese Sorge richtet sich darauf, daß ihm etwas Bestimmtes, das dem unkritischen Geiste allzu leicht zu unterlaufen pflegt, nicht gleichfalls passieren möge. Es hat schon seine Richtigkeit, daß einem hier zunächst der wissenschaftlich Forschende in den Sinn kommt. Für ihn heißt »kritisch sein« so viel wie: dafür sorgen, daß allein das hinreichend Nachgeprüfte als gültig akzeptiert wird. Doch gibt es, außer der Wissenschaft, die es von Natur mit zwar exakt erfassbaren, aber auch partikulären Sachverhalten zu tun hat, noch andere Weisen, wie uns Wirklichkeit zugänglich wird. Jedenfalls genügt es uns als erkennenden Wesen nicht, zu erfahren, wie, sagen wir, das Atom gebaut ist, auf welche Weise es zu Krebserkrankungen kommt oder was, physiologisch betrachtet, im Sterben eines Menschen geschieht. Vielmehr bestehen wir darauf, eine wie auch immer geartete Vorstellung zu gewinnen vom Ganzen der Realität wie des eigenen Daseins; letztlich zielt unser Erkenntniswille auf das, was der englisch-amerikanische Philosoph Alfred N. Whitehead *the*

*complete fact* nennt, auf das »komplette Faktum«, auf den Gesamtzusammenhang von Welt und Existenz. Dabei ist uns durchaus klar, daß es von diesem »Gegenstand« niemals ein erschöpfendes menschliches Wissen geben kann, und daß er mit den Methoden der exakten Wissenschaften vielleicht noch nicht einmal vor den Blick zu bringen ist. Dennoch lassen wir uns nicht darin beirren, danach zu fragen und auf eine Antwort aus zu sein.

Vor allem indem wir philosophieren, gehen wir in solchem Sinn »aufs Ganze«; denn eben das heißt Philosophieren: die Gesamtheit des in der Erfahrung Begegnenden auf seine letztgründige Bedeutung hin bedenken – ein Geschäft, das sich natürlich nicht in den Sperrbezirk einer akademischen Fachdisziplin eingrenzen läßt, von dem sich vielmehr niemand dispensieren kann, der aus dem vollen geistigen Lebensimpuls zu existieren begehrt. Aber auch dem Glaubenden, das heißt, jedem, der eine göttlich verbürgte Botschaft von Ursprung und Ziel aller Kreatur als Wahrheit akzeptiert und das mit ihr wahrhaft Gemeinte zu verstehen sucht, ist es offenkundig um den Gesamtzusammenhang, um das »Ganze« zu tun.

Selbstverständlich aber geschieht, wenn es mit rechten Dingen zugeht, Philosophieren und Glauben nicht unkritisch, nicht einfach hin ins Blaue hinein. Weder dem Philosophierenden noch dem Glaubenden ist es erlaubt, Argumente oder Denkschwierigkeiten zu ignorieren; beide stehen in der Pflicht, gleichfalls »kritisch« zu sein, dies freilich auf ihre besondere Weise. Auch sie werden jedenfalls durch die Sorge bewegt, daß etwas Bestimmtes ihnen nicht passieren möge, etwas, das wiederum dem unkritischen Denken allzu leicht widerfährt. Allerdings bezieht sich diese Sorge auf etwas, das völlig verschieden ist von dem, worauf die Wachsamkeit des wissenschaftlich Forschenden zielt, die es ja, abkürzend gesagt, vor allem darauf abgesehen hat, nichts Ungeprüftes »durchzulassen«, während es dem Philosophierenden wie auch dem Glaubenden darauf ankommt, nur ja nichts »auszulassen« und zu versäumen vom *Totum* der Welt und von dem, was uns in der offenbaren